

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ahmad Mansour

Klartext zur Integration

Gegen falsche Toleranz und Panikmache

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorwort –

Anleitung zur Realität 7

1. Unterwegs 12

2. Angekommen 34

3. Wir sind nicht eure Kuscheltiere 55

4. Abbas – zwischen den Stühlen 91

5. Die Wir-Wende: Warum wir den Begriff
«Heimat» neu besetzen müssen 111

6. Nader – mittendrin 124

7. Momentaufnahme Integration 144

8. Schwerpunkte der Integration 174

Gegen das Patriarchat 174

Wenn die Religion im Wege steht 206

Meinungsfreiheit 234

Antisemitismus und die historische
Verantwortung Deutschlands 244

9. Mousa – außen vor 263

10. Anleitung zur Integration:
Zehn konkrete Schritte, die Politik
und Gesellschaft gehen müssen 272

Vorwort

Anleitung zur Realität

Am 13. Mai 2018 trafen sich die deutschen Fußball-Nationalspieler Mesut Özil und Ilkay Gündoğan mit dem türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan in einem Londoner Hotel. Sie schüttelten ihm die Hände, ließen sich mit ihm vor zwei türkischen Fahnen fotografieren, lächelten. Stolz sahen die beiden aus. Schließlich überreichten sie ihm ihre Trikots. Ilkay Gündoğan hatte seines beschrieben. Neben seiner Unterschrift stand: »Sayın Cumhurbaşkanım'a saygılarımla«, was mit »Hochachtungsvoll für meinen geschätzten Präsidenten« übersetzt werden kann.

Dieses Treffen sorgte für große Empörung. Zu Recht. Auch viele meiner Bekannten kritisierten es. Einige nicht öffentlich: »Nur unter uns, Ahmad.« Sie sagten, es gehe doch nicht, dass deutsche Nationalspieler – Vorbilder also, die die Staatsbürgerschaft eines demokratischen Staates besitzen und immer als Symbol einer gelungenen Integration gefeiert worden waren – sich neben diesen Despoten, Tyrannen, Diktator stellen und Werbung für ihn machen. Wir waren einer Meinung. Der Unterschied: Ich äußerte diese Meinung laut, sie hingegen leise.

Ich kann die Beweggründe meiner Bekannten nachvollziehen. Sie wollten nicht als intolerant, rechts oder gar rechtsradikal gelten. Das kann schnell passieren, wenn man bestimmte Probleme – vor allem wenn es um die Themen Integration und Migration geht – offen anspricht.

Wie schwer sich die Gesellschaft mit dem Thema tut und wie hilflos manche dabei sind, zeigten auch einige Reaktionen auf dieses Treffen, etwa die von Oliver Bierhoff, Manager der deutschen Fußballnationalmannschaft: »Das war eine große Veranstaltung mit 400 Personen. [...] Man muss natürlich auch verstehen, wie Türken dann auch ticken in solchen Bereichen.« Das klang wie eine Entschuldigung, als hätten die beiden nur kurz mal nicht nachgedacht. Oder die Reaktion von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, mit dem sie sich ein paar Tage später trafen und der anschließend sagte: »Ihre Geschichte spiegelt wider, was ich in meiner Rede zum Tag der Deutschen Einheit gesagt habe: ›Heimat gibt es auch im Plural. Ein Mensch kann mehr als eine Heimat haben und neue Heimat finden.« Aha. Das klang wie ein Zusage, als sei völlig o. k., was Özil und Gündoğan da gemacht hatten. In Wirklichkeit zeigten diese Reaktionen, dass das eigentliche Problem überhaupt nicht verstanden worden war.

Drei Tage nach diesem Treffen stand die Vorsitzende der AfD-Bundestagsfraktion, Alice Weidel, bei einer Generaldebatte am Rednerpult des Bundestages und sagte: »Burkas, Kopftuchmädchen, alimentierte Messermänner und sonstige Taugenichtse werden unseren Wohlstand, das Wirtschaftswachstum und vor allem den Sozialstaat nicht sichern.«

Auch diese Szene sorgte für große Empörung in Deutschland. Direkt im Anschluss an die Rede sprach der Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble einen Ordnungsruf aus: »Damit diskriminieren Sie alle Frauen, die ein Kopftuch tragen. Dafür rufe ich Sie zur Ordnung.« Andere wiederum traten in den folgenden Tagen in Aktion, zogen Kopftücher an, fotografierten sich damit und teilten die Fotos in den sozialen Netzwerken. Das Motto: »Ich zeige Gesicht gegen die AfD und trage Kopftuch.« Selbst ein Pfarrer aus Baden-Württemberg trug eines bei seiner Pfingstmesse. Warum? Müssen wir immer das Gegenteil

von dem tun, was die AfD sagt, um zu zeigen, dass wir Demokraten sind? Nein. Müssen wir nicht. Natürlich müssen wir in der Lage sein, diese Frau für ihre rassistische, diffamierende Art und Weise zu kritisieren. Aber wir dürfen das, worüber sie redet, nicht einfach totschweigen, nur weil es aus ihrem Mund gekommen ist. Wenn es ein Problem ist, ist es ein Problem. Es ist wichtig, das zu verstehen, denn auch mir wird immer wieder vorgeworfen, ich würde mit meiner Kritik am Islam der AfD Argumente liefern, ihren Anhängern in die Hände spielen, von ihnen den größten Applaus ernten.

Was also tun? Schweigen? Nichts mehr sagen? Missstände verschweigen und zum Tabu erklären, nur weil sie zum Themenspektrum der AfD gehören? Kritische Zustände einfach zulassen – und sich hinterher über die Folgen wundern?

So ist es lange und oft gemacht worden. Zu lange und zu oft. Lassen Sie uns damit aufhören.

Und so sollte die Frage nicht sein, *ob* wir Probleme offen ansprechen können, sondern *wie* wir es tun können. Wie können wir Kritik ausüben, ohne uns gleich als rechts zu fühlen oder so bezeichnet zu werden? Wie können wir es schaffen, dass Radikale, egal welchem Lager zugehörig, weder vom Schweigen noch von irgendeiner Hysterie profitieren, die manche Kritik nach sich zieht? Wie kann man eine Debatte sachlich betreiben, ohne alle Menschen in einen Topf zu werfen und vorzuverurteilen, ohne sie pauschal zu Tätern oder zu Opfern zu machen?

Beim Thema Integration, das – gerade weil es in vielerlei Hinsicht so emotional ist – kommen wir nur weiter, wenn wir es mit kühlem Kopf, einer differenzierten Haltung und ohne Tabus behandeln. Es geht bei dieser Emotionalität oft um sehr persönliche, aber auch irrationale Ängste und Vorurteile – und zwar von beiden Seiten. Meine Mutter zum Beispiel. Sie fragt mich immer wieder, was mein Kind denn nun sei – arabisch oder deutsch? Als gäbe es nur entweder oder. Als sei es ein

Konflikt, bei dem man sich für oder gegen etwas entscheiden müsse. Mein Kind ist aber beides. Arabisch *und* deutsch. Es soll das Beste aus beiden Kulturen mitnehmen und es als Geschenk betrachten. Es soll als Demokrat mündig werden, frei aufwachsen, leben und sich selbst entfalten, beide Sprachen sprechen und beide Kulturen kennen – und noch viele andere kennenlernen. Ich wünsche mir, dass das jeder begrüßt. Deutschland ist nun mal ein Einwanderungsland, in dem unzählige Kulturen zu Hause sind, die alle ihre Berechtigung haben. Natürlich gibt es eine Grenze dieser Freiheit: das Grundgesetz. Daran muss sich jeder halten, der in diesem Land lebt – ohne Wenn und Aber. Anders funktionieren Zusammenleben und Gesellschaft in einem demokratischen Staat nicht. Anders funktioniert auch Integration nicht.

Wir müssen uns fragen, was wir von Menschen, die neu in das Land kommen, verlangen dürfen – und sie von uns. Es bringt uns dabei keinen Schritt weiter, permanent mit Vorurteilen im Kopf herumzulaufen und pauschal zu meinen, Flüchtlinge seien kriminell und faul, Muslime seien Terroristen und alle muslimischen Frauen würden zwangsverheiratet werden. Oder genau das Gegenteil: Muslime oder Flüchtlinge seien immer nur Opfer. Es bringt uns auch nicht weiter, über die Deutschen zu sagen, sie seien alle kalt und geizig, würden selbst in einer Ehe immer bis auf den letzten Cent miteinander abrechnen, würden ihre Eltern in Altersheime abschieben und sie dort vor sich hin vegetieren lassen und Männer hätten hier grundsätzlich nichts zu sagen. All das ist pauschal und somit falsch.

Die Antwort ist: Wir sollten voneinander verlangen, eine Gesellschaft von Demokraten zu sein, die Demokratie, Offenheit, Toleranz und Akzeptanz vermittelt und verteidigt. Grundsätzlich. Immer. Die Antwort ist auch, dass wir gegenseitig voneinander einfordern sollten, eine Integration zu schaffen, die Unterschiede nicht verurteilt, aber auch nicht zelebriert, sondern

Regeln festhält, an die sich alle halten müssen. Und schließlich ist die Antwort, gegen beides zu sein: gegen falsche Toleranz und Panikmache.

Wir sind nicht eure Kuscheltiere

Es war ein heißer Tag, keine Wolke am Himmel zu sehen. Die Fenster des Klassenzimmers waren weit geöffnet, ebenso die Tür, doch die Luft stand still. Die Schüler der dritten Klasse saßen mit roten Wangen auf ihren Stühlen, viele hatten ihre Köpfe auf die Hände gestützt. Sich zu konzentrieren fiel allen schwer, dem Lehrer genauso wie den Schülern, doch hitzefrei gab es heute nicht. Warum, war dem Lehrer, der mir diese Geschichte bei einem meiner Workshops für Pädagogen erzählte, ein Rätsel. Also machte er das Beste aus dem Tag: Er gab den Kindern nur leichte Aufgaben und machte viele kleine Pausen, in denen die Kinder essen und trinken sollten, vor allem trinken, um bei Kräften zu bleiben.

Einer der Schüler saß schweigend da. Er aß nichts. Er trank auch nichts, obwohl ihm der Schweiß von der Stirn lief. Der Lehrer kannte das schon: Ramadan. Zeit des Fastens. »Trink etwas«, sagte der Lehrer, aber der Junge schaute weg.

Der Lehrer dachte an das, was ihm immer wieder gesagt worden war: »Sie müssen die Religionsfreiheit würdigen. Sie müssen sich interkulturell öffnen und die Regeln der anderen tolerieren und akzeptieren.« Der Umgang mit anderen Kulturen, Toleranz und Akzeptanz hatten schon oft auf dem Fortbildungsplan gestanden. Und schon oft war er bei der Ausübung dessen, was ihm dort gelehrt worden war, an seine Grenzen gestoßen: Er

hatte erlebt, wie Schülerinnen anderen Schülern die Hand nicht geben wollten. Er hatte erlebt, wie Mädchen immer dann krankgeschrieben waren, wenn Schwimmunterricht auf dem Stundenplan stand. Er hatte erlebt, wie Schüler nicht an Klassenfahrten teilnehmen durften – und wie Kinder fasteten, obwohl sie dabei offensichtlich an ihre Grenzen gingen.

Natürlich bin ich ein toleranter Mensch, dachte er. Aber soll ich einem Kind beim Zusammenbrechen zuschauen, nur weil es denkt, es dürfe nichts trinken? Verletze ich so nicht meine Aufsichtspflicht? Kann ich es zwingen? Soll ich es zwingen? Wo fängt Kultur an? Und wo körperliche Unversehrtheit und Gesundheit? Wo endet Religionsfreiheit? Und wo ist meine Grenze bezüglich der Interkulturalität? Wo ist der Weg zwischen meinen Wertvorstellungen und denen der anderen? Er fühlte sich hilflos.

Während die anderen Kinder aus ihren Flaschen tranken, blieb der Junge regungslos auf seinem Stuhl sitzen. Die Lippen trocken, die Augen müde. Der Lehrer versuchte es noch einmal: »Trink, bitte. Nur einen kleinen Schluck.« Jetzt schaute ihn der Junge an. Und in seinem Blick sah der Lehrer eine Mischung aus Angst und Dankbarkeit. Dann setzte das Kind den Becher, den der Lehrer vor es auf den Tisch gestellt hatte, vorsichtig an den Mund und trank den ganzen Becher in einem Zug leer.

Ein paar Tage später wurde der Lehrer zur Rektorin gerufen: »Wir haben ein Problem!« Der Schüler hatte seinen Eltern erzählt, was passiert war. Diese hatten daraufhin die Schulaufsichtsbehörde angeschrieben und diese wiederum einen Brief an die Schule und an den Lehrer verfasst: Er solle bitte die Religionsfreiheit der Schüler akzeptieren.

Eine Beschwerde, dachte der Lehrer. Darüber, dass ich das Kind vor einem Kreislaufkollaps bewahrt habe? Er verstand die Welt nicht mehr.

Das Kuscheltier-Phänomen

Gleicher Workshop, andere Lehrerin: »Ich erlebe immer wieder, dass Schüler mich als Frau nicht ernst nehmen«, erzählte sie mir. Von einer Frau würden sie sich nichts sagen lassen. »Immer wenn ihnen etwas nicht passt, kommen sie mit diesem Spruch. Und ich? Ich stehe dann da und weiß nicht weiter.« Die Lehrerin wirkte verzweifelt: »Wie kann so ein Kind ernsthaft sagen, dass es nicht die Aufgabe von Männern sei, die Tafel zu wischen oder das Klassenzimmer aufzuräumen? Absurderweise finden diese Jungs auch immer noch Mädchen, die ihre Aufgaben übernehmen.« Einmal, sagte sie, sei ein interkultureller Trainer an ihre Schule gekommen. »Und wissen Sie, was der zu mir gesagt hat? Meine rassistische Denkweise würde den Schüler provozieren, meine Vorurteile ihm gegenüber würden dieses Verhalten hervorrufen.« Der Trainer ging noch weiter: Die Tatsache, dass ein Schüler so einen Satz zu ihr sage, sie nicht anschau und sexistisch behandle, habe viel mehr mit ihrer Wahrnehmung zu tun, als mit der des Schülers. Sein Protest sei seine Art und Weise, der Lehrerin laut mitzuteilen, dass er mit ihrem Verhalten nicht einverstanden sei. »Ich dachte zuerst, ich hätte mich verhöhrt. Hab ich aber nicht. Sein Rat an mich war dann, erst mal über mein eigenes Verhalten nachzudenken und zu überlegen, ob der Schüler möglicherweise nach Aufmerksamkeit schreit, indem er schockiert und provoziert.«

Ich kenne solche Trainer, Berater und andere Menschen, die das Beschützen von Muslimen und Menschen mit Migrationshintergrund vor jeglicher Kritik als interkulturelle Kompetenz verkaufen. Ich nenne es das Kuscheltier-Phänomen. Was das bedeutet? Die einen behandeln die anderen wie Kuscheltiere, die man schützen muss. Die Probleme, die es in den Schulen gibt, sagen diese Menschen, seien nur Reaktionen der Schüler auf Diskriminierungen. Ehrenmorde oder Gewalt im Namen der Ehre beispielsweise seien Themen, die gar nicht existierten. Was

passiere, seien nur Einzelfälle. Motive dafür in der Kultur und Tradition, in den Männlichkeitsbildern und Werten zu suchen sei verboten, rassistisch und zu verhindern. Denn Probleme würden kulturalisiert und erst produziert, indem man als Lehrer oder Sozialarbeiter bestimmte Themen anspreche. Wer etwa mit den Schülern über Gleichberechtigung reden wolle, der setze ja voraus, dass es bei ihnen keine Gleichberechtigung gebe. Und allein das sei schon diskriminierend.

Immer wieder fallen in diesem Zusammenhang die Begriffe Kulturkolonialismus – wir wollen den anderen nur unsere Kultur aufzwingen – und weiße Schule – wir haben ein Schulsystem, das so konzipiert ist, um nur die deutschen, die weißen Schüler anzusprechen und zu fördern.

Tolerant und weltoffen wollen die Menschen hier sein und sich deutlich gegen Rassismus und Vorurteile positionieren. Alle Kulturen sollen gleichberechtigt nebeneinander existieren, so ihr Gedanke. Multikulturalismus und Pluralismus sind für sie Werte, die es zu verteidigen gilt. »Tolerant« und »weltoffen« meine ich nicht als Schimpfworte, denn sie sind es nicht und sollten es auch nicht sein – und keine Frage: es gibt viele Menschen in diesem Land, die dabei klug, kritisch und aufgeklärt sind. Es gibt aber auch viele, denen es egal zu sein scheint, was hinter einer Kultur steckt, ob sie nun mit unseren demokratischen Wertvorstellungen vereinbar ist oder nicht. Wir sollen alles akzeptieren. Das soll Multikulti sein.

Dass diese Trainer und Berater damit eine Atmosphäre der Verunsicherung und Angst schaffen, ist ihnen nicht klar. Sie übergehen Probleme, weil sie jegliche Kritik ins Gegenteil verkehren, weil sie jeden Kritiker als islamophob bezeichnen, als jemand, der den Rechten in die Karten spielt, selbst wenn die Kritik, wie etwa in meinem Fall, aus der Mitte der Migranten kommt. Keine Diskussion. Keine Widerrede.

Was für ein Irrtum! Warum? Weil es bedeutet: »Anything

goes.« Weil so jedes noch so negative Verhalten – selbst wenn es gegen das deutsche Grundgesetz verstößt – mit dem Hinweis auf die eigene, andere Kultur oder Religion verteidigt werden kann. Weil es zu einer Unfähigkeit geführt hat, Konflikten sachlich und mit kühlem Kopf zu begegnen, sie offen anzusprechen, differenziert zu betrachten und zu diskutieren. Weil Menschen zu Kuscheltieren gemacht werden, die anscheinend besonders beschützenswert sind und denen es abgesprochen wird, Kritik auszuhalten, ihr Handeln und sich selbst zu hinterfragen und möglicherweise auch zu ändern.

Um eines klarzustellen: Die grundsätzlichen Motive, mit denen Diversität und Multikulturalismus verteidigt werden, sind gut und gerecht. Die Menschen wollen Bevölkerungsgruppen, denen vermehrt mit Fremdenfeindlichkeit begegnet wird, politisch unter ihre schützenden Fittiche nehmen – insbesondere dort, wo die Diskriminierung sich gegen die Religion der Fremden zu richten scheint. Die Schutzimpulse erklären sich unter anderem aus dem Wunsch, maximale Distanz zu rechten, nationalistischen Haltungen zu zeigen.

Man will nicht zulassen, dass Muslime von Rassisten verfolgt werden, so wie es den Juden in der NS-Zeit widerfahren ist. So scheint diese Haltung auch zu sagen: Wir sind der lebende Beweis dafür, dass die Deutschen aus ihrer Geschichte gelernt haben.

Doch leider wird erstens übersehen, dass es genauso rassistisch und diskriminierend ist, Muslime immer nur beschützen zu wollen und sie nicht als gleichberechtigte, ernstzunehmende, kritikfähige Mitmenschen zu betrachten. Und zweitens führt die Art und Weise, wie die Menschen ihren guten Willen demonstrieren, in manchen Fällen dazu, dass genau dieser gute Wille missbraucht oder fehlinterpretiert wird. Dann steuert die Sache am Ziel vorbei.

Das zeigt auch folgendes Beispiel:

»Lieber Herr Mansour,

ich hoffe sehr, dass ich Sie auf diesem Weg kontaktieren kann, denn ich habe ein dringendes Anliegen und die Hoffnung, dass Sie der richtige Ansprechpartner sind. Ich bin Sozialarbeiterin in einem Jugendamt und habe hauptsächlich mit Kindern mit Migrationshintergrund zu tun, was eigentlich nicht wirklich schwierig ist. Doch hinter ihnen stehen Eltern, teils sehr religiöse Muslime, teils desinteressierte Mitläufer, teils Konvertiten. Ich weiß recht viel über den Islam und spreche auch ein wenig Arabisch und Türkisch. Das erleichtert mir den Zugang zu ihnen, aber ich bemerke besonders in der letzten Zeit immer häufiger seltsame Tendenzen bei diesen Menschen, die mir überhaupt nicht gefallen.

Ich bin mir sicher, dass viele Kinder, mit denen ich in den letzten Jahren zu tun hatte, regelmäßig von ihren Eltern geschlagen und körperlich bestraft werden. Die Kinder haben oft blaue Flecken und erzählen mir von den Drohungen ihrer Eltern. Selbst in gebildeten Familien scheint es üblich zu sein, die Kinder so zum Gehorsam zu erziehen. Ich versuche immer wieder, mit den Eltern zu sprechen, und renne permanent gegen Betonwände, vor allem auch hier in der Behörde. Mein Chef sagt uns immer, wir Sozialarbeiter sollen kultursensibel mit den Menschen umgehen und auch dann nicht unbedingt einschreiten, wo das rein rechtlich notwendig wäre.

Es gibt viele derartige Themen, die mir auf der Seele lasten. Es geht doch um die Kinder! Nur, was soll ich tun, wenn mir selbst mein Chef sagt, ich soll die Füße still halten? Herr Mansour, was soll ich tun? Haben Sie eine Idee? Haben Sie vielleicht sogar Zeit für ein Gespräch? Ich würde mir das sehr wünschen.«

Zusammengefasst sagt dieser Brief: »Das, was der Chef von mir verlangt, geht doch eigentlich nicht, oder?« Als würde sie von mir ein Okay für etwas einholen wollen, das menschlich wie gesetzlich glasklar ist: einschreiten! Selbstverständlich! Egal, woher jemand kommt. Im Grundgesetz, Artikel zwei, steht: »Jeder hat

das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit.« Das gilt auch und vor allem für Kinder.

Ich schrieb der Jugendamtsmitarbeiterin zurück und bat sie um ein Treffen. Dabei versuchte ich, ihr das Klare noch einmal zu erklären: »Es geht hier um Kinder. Wenn Sie oder Ihr Chef das ignorieren, dann frage ich mich, wofür wir das Jugendamt überhaupt brauchen. Es ist unterlassene Hilfeleistung, was Ihr Chef von Ihnen erwartet. Das darf nicht sein.« Ich appellierte an die Jugendamtsmitarbeiterin als Menschen, versuchte, ihr die Angst zu nehmen und sie in ihrer Aufgabe zu stärken. Sie wiederum erzählte von ihrer Angst, rassistisch oder muslimfeindlich genannt zu werden, der Angst vor Anzeigen und der Angst vor Gewalt von arabischen Clans und Großfamilien. Sie erzählte mir auch von Notfallknöpfen in vielen Büros, auch in ihrem, den sie noch nie drücken musste – und sie hoffe, es auch nie tun zu müssen.

Die Geschichte der Jugendamtsmitarbeiterin erinnerte mich an eine ganz ähnliche: Ich war auf einer Veranstaltung mit Sozialarbeitern gewesen. Viele waren erst skeptisch mir gegenüber, weil sie schon bei vielen solcher Fortbildungen und Workshops gewesen waren, jedes Mal viele Hoffnungen mitgebracht hatten, Dinge zu erfahren, die ihnen wirklich weiterhelfen würden – und immer wieder enttäuscht worden waren. Trotzdem sprachen wir am Ende sehr offen über viele meiner und ihrer Themen, auch weil ich die Menschen reden lasse und ihnen zuhöre. Ich lasse jede Meinung zu, solange sie kein juristisches Unrecht beinhaltet. Darum geht es doch in einer Demokratie.

Im Anschluss an die Veranstaltung kam ein Mitarbeiter des Jugendamtes auf mich zu und sagte: »Herr Mansour, eine Frage, meinen Sie nicht, dass es Kulturkolonialismus ist, wenn wir den Menschen, die hier herkommen, unsere Werte aufzwingen?« Ich fragte ihn nach einem Beispiel. Er dachte nach, wirkte auf einmal unsicher und antwortete dann: »Es gibt einfach Kulturen, in denen gehört es dazu, Kinder zu schlagen und auch schon klei-

nen Mädchen Kopftücher anzuziehen. Und wer bin ich denn, diesen Eltern vorzuschreiben, das zu lassen?»

Ich habe in den letzten Jahren Hunderte solcher Briefe bekommen, habe unzählige solcher Gespräche geführt.

Ich habe erlebt, wie Trainer für interkulturelle Kompetenz Polizisten raten, sie sollten, wenn sie zu einer muslimischen Familie kommen und die Mutter mit ihrem Sohn die Tür öffnet, unbedingt den Sohn ansprechen. Und dass sie vorher unbedingt anrufen sollten, damit die Frauen ihre Kopftücher anlegen können. Ich habe erlebt, wie Schüler ihren Lehrern vorwerfen, sie seien Rassisten, weil sie in einer Klassenarbeit eine Fünf bekommen hatten. Wie schlau von ihnen. So konnten sie einerseits Unsicherheit und Irritationen beim Lehrer erzeugen und andererseits die Verantwortung für die schlechte Zensur abgeben – der Lehrer war ja daran schuld. Am Ende gab es vielleicht sogar noch eine bessere Note.

Ich habe Lehrer und Sozialarbeiter getroffen, die mir – teilweise sehr verzweifelt – geschildert haben, in welchem Dilemma sie sich befinden: Sollen sie Rücksicht nehmen auf Traditionen? Respekt vor autoritären Vätern haben? Die Ehre von Mädchen – und deren Familien – achten? Was tun? Wie handeln? Konfrontieren? Diplomatisch bleiben? Strikte Forderungen stellen? Verständnis zeigen? Wo endet Toleranz? Was muss ich mir gefallen lassen? Wie rede ich mit traditionellen Eltern?

Meine Antwort: Integration gelingt nur dann, wenn wir über Probleme und Differenzen offen sprechen – im Großen und Ganzen, aber auch im Einzelfall. Integration gelingt nicht, wenn eine völlig verunsicherte Gesellschaft alles richtig machen will, sich ihrer Werte unsicher ist und Kompromisse als Fortschritt versteht. Wir müssen uns fragen, wie wir mit Migranten umgehen, was wir von ihnen verlangen dürfen – und sie von uns. Integration ist nicht das Zelebrieren von Unterschieden, sondern die Festlegung von Regeln.